

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Senzels

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Rachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 18

Sonntag, den 26. März 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 26. März: Lubger. **Montag, 27. März:** Johannes von Damaskus. **Dienstag, 28. März:** Johannes Capistran. **Mittwoch, 29. März:** Rudolf, Mittfasten. **Donnerstag, 30. März:** Quirinus. **Freitag, 31. März:** Balbina. **Samstag, 1. April:** Hugo.

Dritter Fastensonntag

Evangelium des hl. Lukas 11, 14—28.

In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war. Und als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme, und das Volk verwunderte sich. Einige aber von ihnen sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus. Andere versuchten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Als er aber ihre Gedanken sah, sprach er zu ihnen: Jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwirrt werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn nun auch der Satan wider sich selbst uneins ist, wie wird denn sein Reich bestehen, daß ihr da saget, ich treibe durch Beelzebub die Teufel aus? Und wenn ich durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben denn eure Kinder sie aus? Also werden sie selbst eure Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja wahrhaftig das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer als er über ihn kommt und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffentrüstung, auf welche er sich verließ, und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von dem Menschen ausgefahren ist, wandert er durch dürre Orte und sucht Ruhe; und weil er sie nicht findet, spricht er: Ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin. Und wenn er kommt, findet er es mit Besen gereinigt und geschmückt. Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind als er; und sie gehen hinein und wohnen daselbst; und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger als die ersten. Es geschah aber, als er dies redete, erhob ein Weib unter dem Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast! Er aber sprach: Ja, freilich sind selig, welche das Wort Gottes hören und das selbe beobachten.

*

Es ist kein erfreuliches Bild, das uns im 2. Kapitel des ersten Buches der Könige entrollt wird. Ophni und Phinees, die beiden Söhne des Hohepriesters Heli, trieben schändliche Dinge im Heiligtum zu Silo. Die Schrift sagt: „Die Söhne Heli waren Belialsfinder (Kinder des Teufels), die nichts wußten vom Herrn, noch vom Dienste der Priester beim Volke“ (sie achteten nicht die religiösen Vorschriften bei Darbringung der Opfer). Nachdem ihr verrücktes Treiben näher geschildert ist, sagt die Schrift hinzu: „Darum war die Sünde der Knaben sehr groß vor dem Herrn, weil sie die Leute vom Opfer des Herrn abhielten.“ Heli wußte von dem lasterhaften Leben seiner Söhne, verwies es ihnen auch, aber strafte sie nicht, wie sie es verdient hatten. In dieser sündhaften Umgebung wuchs der junge Samuel auf, ein Liebling vor Gott und den Menschen. Das böse Beispiel hatte keinen Einfluß auf ihn. Nicht weniger als dreimal weist die Schrift darauf hin: „Aber Samuel diente vor dem Angesichte des Herrn.“ (1. Kg. 2, 18.) „Der Knabe Samuel aber diente dem Herrn vor Heli.“ (3, 1.) „Samuel aber wuchs, und der Herr war mit ihm, und von allen seinen Worten fiel keines auf die Erde.“ (3, 19.) Wir müssen es zwei Ursachen zuschreiben, daß der Knabe an seiner lasterhaften Umgebung keinen Schaden nahm, einmal der guten Erziehung in seinem frommen Elternhause, und dann der besonderen Gnade Gottes, die ihn an allen Klippen vorbeiführte, auf daß er nach dem Willen der Vorsehung der Führer des Volkes wurde. Also Natur und Gnade, Himmel und Erde, Gott und der Mensch, des Menschen Tätigkeit und Gottes Unterstützung, das ist und bleibt immer das Fundament, auf dem sich jede erprießliche Tätigkeit aufbaut. Von den Menschen wird hierin oft gefehlt: Entweder verläßt man sich zuviel auf die eigene Tätigkeit und denkt nicht an die göttliche Gnade, oder Gott soll alles machen und der Mensch verhält sich passiv oder besser gesagt als Faulenzer. Man ist verneinend zu meinen, die erste Klasse sünde mehr unter den Gebildeten, Reichen, und die zweite beim gewöhnlichen Volke. Das ist aber ein Irrtum. In allen Klassen der Bevölkerung trifft man sie. Auch der Arbeiter und der Landmann verlassen sich oft

nur auf ihre eigene Arbeit und beachten zu wenig den Einfluß der Gnade, und anderer Großunternehmer erhofft von Gottes Macht und Segen allein den Fortgang seiner Geschäfte. Beide Ansichten sind Extreme, entfernen von Gott und dienen nicht der Religion. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Man muß aber sagen, daß es nicht leicht ist, immer die Mitte einzuhalten. Allzugroßes Glück wie allzugroßes Unglück verleitet gern, von der Mitte abzuweichen und entweder zu viel oder zu wenig von Gott zu erhoffen und die eigene Tätigkeit zu hoch oder zu niedrig einzuschätzen. Einige Beispiele. Der Bauer, der, um sich vor Schaden zu bewahren und von Feuersbrunst und Hagelschlag verschont zu bleiben, vom Gebet alles erwartet, aber von Hagel und Brandversicherung nichts wissen will und wichtige Bestimmungen über Versicherung von Schäden der Elemente nicht beachtet, handelt fahrlässig und entgegen dem Willen Gottes. Nur wenn ich meine Schuldigkeit getan habe, das heißt, alle mir möglichen oder doch die hauptsächlichsten menschlichen Mittel und solche, die nicht mit unverhältnismäßig großen Opfern verbunden sind, angewandt habe, darf ich mich mit Vertrauen und Aussicht auf die Hilfe und Gnade Gottes verlassen. Es ist jemand krank und er soll nicht ausgehen. Da findet eine schöne kirchliche Feier statt. Er denkt: Da darf ich nicht fehlen, es ist doch eine Verherrlichung des Gottesdienstes, und in der Kirche ist noch niemand gestorben. Unser Herrgott wird, da es sich um ein gutes Werk handelt, mich schon nicht krank werden lassen. Was ist das? Vermessenheit, in ein frommes Gewand gekleidet. Wieviele Leute holen sich wohl im Jahre über durch solch vermessenem Vertrauen den Grund zu einer Krankheit, oder verschlimmern ihren krankhaften Zustand. Würde Gott anders handeln und jedesmal dieser falschen Frömmigkeit zuliebe ein halbes Wunder wirken, dann unterstützte er damit die Trägheit und Gleichgültigkeit der Menschen. Nur zwingendste Notwendigkeit, wie unaufschiebbare Berufspflichten, könnten dazu berechtigen, die Vorschriften der gesundheitlichen Klugheit außeracht zu lassen und einen besonderen Schutz Gottes anzunehmen.

Der Heidenhofbauer trifft auf dem Weg zum Dochtamt seinen Nachbarn, den Bachphilipp. Sofort ist die Rede vom Wetter, und wie das Korn draußen so schön stehe. Der Bachphilipp, ein geringer Bauersmann, kann nicht daselbe sagen. Auf seinen Feldern sei es etwas mager. Wenn aber unser Herrgott Segen und Gedeihen gebe, könne doch noch etwas Meckes daraus werden. Natürlich, versetzte sofort der Heidenhofbauer, ihr mit eurem Segen von oben. Tütet ihr bessere Arbeit schaffen, und ginget in die Stadt und kauft euch Kali und Superphosphat, dann ständen eure Felder auch besser. Bleibt mir ein für allemal weg mit unserm Herrgott. Der hätte viel zu tun, wenn er sich auch noch um die Felder der Bauern kümmern sollte. Der Riß ist's, Philipp, was Gedeihen gibt. Ohne Mist keine Ernte. Der Bachphilipp schweigt, denn gegen solche Reden seines Nachbarn kann er nicht aufkommen. Diese bauerliche einseitige Betrachtung von Wachstum und Gedeihen der Feldfrüchte scheint mir nicht selten zu sein. Sie ist das Gegenstück zum Prokentum des Großindustriellen, der nur den besseren Maschinen, den immer fortschreitenden Erfindungen jeden Fortschritt und alles Vorwärtkommen zuschiebt und der bei seinen Berechnungen und Aufstellungen dem Kapitel „An Gottes Segen ist alles gelegen“ keinen Platz einräumt. Und doch ist die Rechnung falsch, wie die Erfahrung bestätigt. Allen wahrhaft großen Männern und industriellen Werken ist es eigen gewesen, eine wirklich kindliche Gläubigkeit zu pflegen und in allen ihren Fortschritten die Hand und den Segen Gottes zu erblicken. Aufstehende wollen dies den günstigen Umständen, der fortgeschrittenen Technik und sonstigen wohlwollenden Einflüssen verdanken. In diesen Fällen muß aber auf dessen Urteil am meisten gegeben werden, der als Eigentümer oder Führer eines Werkes in die Schwierigkeiten des Anfanges und deren Überwindung und die fortgesetzten Gefahren Einblick hatte und beurteilen kann, ob mit rein menschlichen Mitteln ein so großer Fortschritt zu erzielen gewesen wäre.

Heli, Ophni und Phinees, ein seltsames Gemisch von priesterlichem Eifer und Laune, Pflicht und Gleichgültigkeit, Annäherung und Frevel gegen den heiligen Dienst. Auch der Priester ist der Gefahr der Nachlässigkeit in seinem Werk ausgesetzt. Wenn das heilige Feuer, das der Priester in seiner Seele stets unterhalten soll wie die Vestalinnen das Feuer im Tempel der Vesta in Rom, nicht Tag für Tag genährt und geschürt wird, dann wird die Flamme immer kleiner und zuletzt erlischt sie, und dann kehrt die Nacht in die Priesterseele und die Sünde folgt mit all ihrem Elend. So war es in der Geschichte der israelitischen Priester, und

Es ist auch die Geschichte des Priesters des Weiden Kindes nicht frei von betrübenden Umständen. Schon die erste Gemüthsart der Priester, die der Weiland selber sich gebildet hatte, verunzierte ein häßlicher Priesterstand, die Auslieferung Jesu an seine Feinde durch Judas, den Apostel. Das Leben und das unglückliche Ende dieses Apostels zeigt uns aber, daß, so ärgersich der Vorgang auch ist, die katholischen Christen nicht zu verzagen brauchen, wenn im Laufe der Jahrhunderte sich Mitglieder des geistlichen Standes finden, die ihrem Stande keine Ehre machen. Für die Feinde der Kirche bietet der Fall eines solchen Priesters eine willkommenige Gelegenheit, mit Schadenfreude darauf hinzuweisen mit der verleumderischen Beifügung: Seht, so sind sie alle. Wir Katholiken wissen aber, daß kein Stand an Reinheit und Tugend sich so ausgezeichnet hat, wie der katholische Priesterstand. In allen Ständen gibt es Missethäter. Aber wie die Statistik zeigt, ist der Prozentsatz bei den katholischen Geistlichen der günstigste. Judas war einer aus zwölf. Das macht etwa acht Prozent. Wenn nun heute acht Prozent unserer Geistlichen ein böses Leben führten, dann wäre das demnach kein anormaler Zustand. Wer will aber behaupten, daß es so viele sind! Was namentlich unseren deutschen Klerus angeht, so steht er, das kann man Kühn behaupten, am untadeligsten in der katholischen Kirche da, und deshalb ist es auch der Zustand des religiösen Lebens in Deutschland, der unserem hl. Vater am meisten Freude bereitet. Das Blühen des religiösen Lebens ist immer eine Frucht der eifrigen Tätigkeit der Priester. Wo die Priester am rührigsten sind, da sind sie auch am untadeligsten, wie die Erfahrung lehrt.

Hier und da kann man die Meinung verbreitet finden, der ungetreuen Priester seien niemals so viele gewesen wie zu unserer Zeit. Das beruht auf Unkenntnis der Geschichte der Kirche. Die Zeit der deutschen Kaiser im 10., 11. und 12. Jahrhundert, die Zeit vor und nach der Reformation und vor und nach der französischen Revolution war nicht erfreulich und hat viele Priester gesehen, die der Kirche schweres Leid verursacht haben. Aber durch die Verbreitung der heutigen Presse, die jeden Fall sofort registriert und weitläufig darüber berichtet, wird das Volk weit mehr als früher auf solche Verrücktheiten aufmerksam und hat dann die Vorstellung, es handele sich um eine hohe Zahl.

Seli und Samuel, beide sind für immer gekennzeichnet, der eine als Priester der Nachlässigkeit und Untreue, der andere als Priester nach dem Herzen Gottes. Seien wir dem lieben Gott stets dankbar, daß er uns in unserem Vaterlande Priester gegeben hat, die die Wege des Samuel wandeln. Seien wir stolz auf unseren Klerus, der in unwandelbarer Treue in schwerer Zeit eintritt für des Volkes Not und Bedrängnis und die Kriegsoffer mit ihm teilt. Die innere Kraft des katholischen Volkes, das Gesetzmäßigkeit und Zusammenhalten in unserem Vaterlande ist doch zum großen Teil der Tätigkeit der Geistlichen zuzuschreiben. Wenn der Krieg glücklich zu Ende geführt sein wird, warten neue Aufgaben, neue Ziele der Kirche in Deutschland. Der Klerus kann diese Aufgaben nicht allein in Angriff nehmen. Er braucht dafür Helfer und Mitarbeiter aus dem Laienstande. Welch eine schöne Aufgabe, dem Priester Beistand zu leisten in den Werken der Seelenrettung! Möchten sich dann viele solcher Helfer finden!

Der hl. Ludger der Apostel des Münsterlandes

(28. März.)

Für das Evangelium bin ich zum Prediger und Apostel bestellt, zum Lehrer der Heiden. (2. Tim. 1, 11.)

Zuletzt von allen deutschen Stämmen wandte sich das Volk der Sachsen dem Christentume zu. Seine Belehrung war nicht leicht, denn die Sachsen hingen treu am Vergebrachten, vor allem auch treu am Heiligsten, das ihnen die Väter überliefert — an ihrem alten Götterglauben. Es bedurfte deshalb großer Klugheit, auf sie einzuwirken. Nur wer ihre Sinnesart verstand, konnte sich bei ihnen Erfolg versprechen. So berief Gott denn auch zur Belehrung des Westsachsenlandes, zur Belehrung der eigentlichen Westfalen den stammverwandten hl. Ludger, den Apostel des Münsterlandes.

Ludger wurde 744 bei Doffum in Friesland geboren; seine Eltern die zu den angesehensten des Landes gehörten, hießen Theatgrim und Bafburg. Der kleine offenbarte schon früh ein außerordentliches Streben, sich auszubilden; wo er eine Kenntnis erlangen konnte, war er mit ganzer Seele bei der Sache. Mit zwölf Jahren sandten ihn die Eltern nach Utrecht, wo Abt Gregor, ein Schüler des hl. Bonifatius, eine weitberühmte Schule leitete. Bis zum vierundzwanzigsten Jahre verblieb er dort, machte in Tugend und Wissenschaft gleich große Fortschritte. Nicht zufrieden mit diesen Erfolgen, ging er nach England, wo er in York die Schule des großen Alkuin besuchte, den Karl der Große später zur Hebung der fränkischen Schulen in sein Reich berief. Vier Jahre genoss er den Unterricht dieses gelehrten und frommen Lehrers. Dann zwang ihn eine feindselige Spannung zwischen Friesland und England zur Rückkehr. Bischof Albernich, der Neffe seines ersten Lehrers, weihte ihn 777 zum Priester und sandte ihn nach Ostfriesland, um dort das Christentum zu befestigen, das Heidentum aber vollends auszurotten. Sieben Jahre wirkte der Heilige in seiner Heimat u. bestellte den Acker, den Deutschlands Apostel durch sein Blut geweiht. Da brach der grimmige Feind des Christentums, der Sachsenherzog Widukind, in Friesland ein, zerstörte die Kirchen, erschlug oder vertrieb die Gläubigen und nötigte Ludger zur Flucht.

Er ging nach Rom, um dort Trost, Unterstützung aber auch die Anweisung eines neuen Arbeitsfeldes zu erhalten. Der heilige Vater riet ihm, bessere Tage abzuwarten und dann seiner Heimat wieder alle Kraft zu widmen, einstweilen sich aber für größere und segensreichere Arbeit zu rüsten.

Ludger verließ zu diesem Zwecke Rom und zog nach Monte Cassino, wo er fast drei Jahre dem Gebete und dem Studium lebte, an allen Übungen der klösterlichen Gemeinde teilnahm, ohne sich durch die Gelübde zu binden.

Karl der Große hatte inzwischen die Sachsen besiegt; Widukind hatte sich taufen lassen, und so stand Ludger der Weg in die Heimat wieder offen. Er suchte die Spuren der Verwüstung dort zu verwischen, drang aber auch in neue Gebiete vor — bis zur Insel Helgoland, die er fürs Christentum gewann.

Doch bald zwangen ihn neue Unruhen wieder zur Flucht. Karl der Große wollte ihn nun zum Bischof der verwaisten Trierer Diözese haben, doch Ludger bat um die Erlaubnis, unter den westlichen Sachsen wirken zu dürfen. Eine Synode zu Frankfurt ernannte ihn deshalb zum Bischof von Nimigardesford, dem späteren Münster. Zuerst erbaute er am rechten Ufer der Aa ein Kloster, das der Mittelpunkt der gesamten Missionstätigkeit sein sollte. Er selbst leitete die Erziehung der künftigen Missionäre, die meist aus seiner Heimat Friesland stammten. Da er jedoch wegen der eigentlichen Missionsarbeit sich seinen jungen Freunden nicht so widmen konnte, wie er wollte, bekam der Gedanke, im Bereiche seines Sprengels ein Benediktinerkloster zu errichten, von Tag zu Tag fassbarere Gestalt. Am geeignetesten schien ihm für solch eine Anstalt ein Gebiet hart an der sächsisch-fränkischen Grenze. Dadurch war das Kloster mehr gesichert, es konnte eher auf Nachwuchs rechnen, hatte aber auch stete Fühlung mit dem Missionslande. So entstand denn am Ufer der Ruhr die nachher so berühmte Abtei Werden. Ludger sorgte mit aller Liebe für ihr geistiges wie materielles Wohl, denn das Kloster war für ihn eine Lebensfrage. Die Arbeiter in seinem Weinberge sollten ja dort herangebildet werden.

Nachdem der Heilige für seine Diözese den Lebensstern geschaffen, konnte er umso freier und erfolgreicher an die Christianisierung des westlichen Sachsenlandes gehen. In den Gegenden, wo das Christentum schon Fuß gefaßt, baute er würdige Gotteshäuser, so zu Coesfeld, Billerbeck, Rotteln, Werne, Ahlen und stellte dort Geistliche mit festem Wohnsitz an, die er öfter besuchte, um sie aufzumuntern und anzuregen. In den noch heidnischen Gebieten galt es, vorn anzufangen. Bei dieser Arbeit empfand es Ludger als unzulänglich, daß er noch immer nicht die Bischofsweihe empfangen. Da auch seine Umgebung wie der Kölner Erzbischof Hildebold in ihn drangen, ließ er sich von letzterem die Konsekration erteilen.

Dann ging er mit neuem Eifer, neuem Mute, ans Werk. Und Ostfriesland, Westsachsen wie auch die angrenzenden Gebiete des Frankenreiches, verdanken dem Heiligen den vollen Segen des Christentums. Leib und Seele seiner Gläubigen wandte er seine Ob Sorge zu; dem kleinen Manne war er Schützer, wenn die Gewalt der Großen ihm nahetrat. Menschenfurcht kannte Ludger nicht; dies zeigt auch eine Begegnung mit dem großen Karl. Einzelne Grafen, denen der treue Hirt entgegengetreten war, hatten ihn beim Kaiser verklagt. Ludger wurde in die kaiserliche Pfalz beschieden und dann zum Gericht geboten, als er gerade mit den Geistlichen die kirchlichen Tageszeiten betete. Er kam so zu spät; die Zornesader auf der Stirn des Fürsten verließ nichts Gutes. „Warum so spät?“ fuhr ihn Karl an. „Denn, Eure Befehle sind mir heilig; doch als ihr mich riefet, stand ich gerade im Verkehr mit einem noch höheren. Vergebt! Jetzt bin ich da zu eurem Dienste.“ Der Kaiser lobt den Heiligen ob dieser Gesinnung, und nach beendeter Verhandlung konnte er ihm noch freudiger wegen seines gerechten und aufrechten Handelns seine Anerkennung aussprechen.

Das Ende des Heiligen zeigt so recht den Eifer des Apostels. Trotz zunehmender Schwäche hatte der Bischof schon in Coesfeld der Messe eines Priesters assistiert und dann selbst gepredigt. Mächtig zog er nun nach Billerbeck, wo er selbst das Hochamt sang und noch einmal das Wort Gottes verkündete. Da brach er zusammen und verschied in der folgenden Nacht als treuer Soldat Christi mitten auf dem Kampfsplatze. Sein heiliger Leib wurde, wie er es selbst gewünscht, nach Werden gebracht, doch auch in Münster und Billerbeck ruhen Teile seiner Reliquien, und das ganze Münsterland verehrt ihn hoch und feiert ihn als seinen Apostel.

St. Ludger hatte mit den Sachsen harte Arbeit. Aber einmal fürs Christentum gewonnen und begeistert, haben sie Ernst gemacht mit dessen Forderungen. In ihrem Lande ist dann schon bald das erste große Helandslied, der Helianb, gesungen, und auch heute noch findet man dort treueste Anhänglichkeit an den Ersöser und seine hl. Kirche. Daß doch auch ferner wahr bleibe, was der Dretzehnlindebichter von ihm vor vierzig Jahren gesungen:

„Heut noch ist bei euch wie nirgend
Väterbrauch und Art zu finden!“

P. S. B. O. F. M.

Weggeleit zum Blühe

Von P. S. B. O. F. M.

Die Hoffnung

Esch

Ueber das Wesen, die Eigenschaften, die Macht und die Gegner der Hoffnung bist du, freundlicher Leser, im Voraus gehenden belehrt worden. Zum Abschluß dieses tröstlichen Gegen-

Am schwersten trifft der Krieg den Krieg er. Was hat ihm die himmlische Trösterin Hoffnung zu sagen?
Du bist, teurer Held, froher Hoffnung voll, zum Kampfe ausgezogen. Hast du diese Hoffnung noch, wie damals als man dir beim Auszuge zusag:

So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Dämon sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.“ (Arndt.)

Hast du noch die Hoffnung, die du hattest, als du mit dem deutschen Richter dir sagtest:

„Gläubig greifen wir zur Wehre
Für den Geist in unserm Blut;
Gott, tritt ein für deine Ehre,
Mensch, dein Glück heißt Opfermut;
Dann kommt der Sieg,
Der herrliche Sieg!“ (Dehmel.)

In einer Hoffnung hat der Krieg dich und alle getäuscht; in der Hoffnung, es werde ein kurzer Krieg sein! Die Hoffnung aber, es werde ein siegreicher Krieg sein, hat sich schon herrlich erfüllt. Willst dich diese Hoffnung einmal verlassen, dann denke nur an die Erfolge, die wir mit Gott in West und Ost und Süd errungen.

Du lebst noch, lieber Kamerad, und solange hast du noch allen Grund zu hoffen, einmal bei der frohen, siegreichen Heimkehr dabei zu sein. Je mehr du diese Hoffnung hegst, desto freudiger wird dein Bos dir erscheinen, desto ständiger wird dich aber auch die Hoffnung gleich einem Mantel umgeben und dich aus mancher Gefahr heraustragen, in der ein verzagter Krieger seine Geistesgegenwart, seine Besonnenheit verliert und so dem Tode in die Arme fällt.

Vor allem aber bist du, mein Soldat, als Christ in den Kampf, ins Feld gezogen, hast als christlicher Kämpfer eine Hoffnung mitgenommen, die dich nie betragen kann, nie verläßt. Du hast durch dein Eintreten für die Heimat hohe und lehrreiche Güter, einen seelischen Gewinn für dich erhofft. Ein guter Teil dieser Hoffnung ist schon in Erfüllung gegangen; dein Kämpfen und Streiten, vielleicht auch schon dein Bluten, das du in Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, durch ein echtes Christenleben geleistet, ist dir als ewiges „Haben“ broken aufgeschrieben. Keine Macht der Welt kann dir entreißen; es ist „feuerfest und diebstahlsicher“ beim treuen Gotte angelegt. Und die Mühen, die Gefahren, die Entbehrungen, die du im selben Geiste, in der gleichen Bestimmung nach auf dich nimmst, werden vielleicht den schönsten Teil deines ewigen Glückes ausmachen.

Und du, christlicher Held, du deutscher, aufrechter Mann, du stehst auch dem Tode offen ins Auge. Da ist es vor allem die Hoffnung, die nicht von dir weicht, die auch im heißesten Streite an deiner Seite bleibt und dieses, nach irdischer Auffassung herbe und harte Geschick fast begehrenswert erscheinen läßt. Sie sagt dir vor allem, daß dir der Herr alles verziehen, was du in herzlicher, ehrlicher Reue von dir geworfen; sie sagt dir, daß du besonders auf deines Vellandes Gnade rechnen darfst; sie sagt dir, daß du als christlicher Held fassend, auch als christlicher Held geküßt wirst. Einmal müssen wir alle durch des Todes düstere Pforte; der Held in einem gerechten Kriege geht immer noch am aufrechtsten und seligsten durch diesen Eingang! Und das Land, das hinter diesem Tore liegt, erscheint dir im Blicke der christlichen Hoffnung so leuchtend und herrlich; doch im Besitze wird es noch viel herrlicher und leuchtender sein! O wie vielen hat diese Hoffnung, die gerade so wenig trägt und tragen kann wie der getreue Gott, das letzte Stündlein leicht, ja froh gemacht!

Das ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Licht und Recht;
Dem frommen Mann deucht alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht!“ (Arndt.)

Sei also stark in der Hoffnung du Herz unter dem selbgraunen Rock! Solange du ihr treu bleibst, trägst du einen Schutzmantel um deinen Leib, in deinem Herzen aber die Quelle echten Selbennutzes, unvernünftigen Frohmutes!

Dann ein Wort an dich, du deutscher Mann, du deutsche Frau, die ihr zwar den Schrecken des Krieges entrückt seid, die ihr aber ein Teures doch dem Kriege geopfert!

Euer Held ist noch am Leben! Des seid ihr froh, und dennoch horcht ihr in banger Spannung auf jede neue Nachricht von ihm. Du deutsches Herz, sei auch stark im Hoffen! Du darfst und sollst noch hoffen, daß dein Teurer einst wieder an deine Seite tritt, daß du in der Stunde der Heimkehr froh und glücklich ihn wieder in deine Arme schließt. Diese Hoffnung soll vor allem in deinem Gebete groß sein. Dein Gebet erhält dann jenes Vertrauen, jene Ausdauer, die nach des Vellandes Verleistung unwiderstehlich machen.

Oder ein Brief von fremder Hand hat dir deinen Lieben als „vermisst“ gemeldet; d. h. in den meisten Fällen: gefangen. Und wenn es auch kein beneidenswertes Geschick ist, in Feindeshand zu stehen, so hast du doch die beste Hoffnung auf ein beglückendes Wiedersehen, wenn der Krieg sein graufiges Spiel beendet. Und wenn du auch lange ohne Nachricht bleibst: die Hoffnung sagt dir, daß bei manchem nach langem bangem Warten

„Aber der, den der Krieg von mir riß, ist gefallen!“
sagst du mir mit bebender Stimme. Dann gibst allerdings für dich kein irdisch Hoffen mehr. Dann tritt jedoch mit umso innigerem und herzlicherem Tröstervort die echt christliche Hoffnung an deine Seite, um dich aufzurichten mit einem Worte, das nur der Glaube sprechen, nur der Glaube verstehen, das den Gläubigen aber auch völlig trösten kann, mit dem Worte: „Er ist bei Gott!“ Dieses Wort verstand jene deutsche Frau, von der eine lieberreiche Genossin singt:

Ihr blühen noch im Gartenbeet
Die letzten Rosen heiß und schwer;
Und es der Herbst sie abgemäht,
Bildest sie die vollen Heden leer.
Und trägt sie zu dem Christusbild,
Das hoch und ernst am Wege ragt,
Und mit den blut'gen Wunden mild
Um wogverirrte Kinder lagt.
Du Herr in Leben, Herr im Tod,
Vor dessen Schwert die Hölle weicht,
Du bring' ich meine bittere Not;
Du mach' mein schweres Opfer leicht.
Sie schüttet ihm zu Füßen leicht
Der Rosen schöne, stille Pier.
„Er fiel für dich, du Gott der Schlacht,
Bring' ihm den Gruß. Er ist bei dir!“

(Alte Franke, Deutsche Arzene.)

„Er fiel für dich, du Gott der Schlachten!“ — „Er ist bei dir!“ Bedenk diese beiden kurzen Sätze! Sie sind volle Wahrheit. Um was dein Held vor dem letzten Kampfe geküßt, ist in Erfüllung gegangen:

Ich bin ein Mensch gewesen.
Mein Leben war ein Krieg,
Ein Fallen und Gehen.
Dann bist zum letzten Sieg!“ (Alte Franke, ebenda.)

Den letzten, den ausschlaggebenden Sieg hat dein Teurer errungen. Er ist ewig glücklich, ewig froh, und sei du deshalb nicht traurig und unruhig. Steige vielmehr in Hoffen die Höhe hinauf; du triffst ihn bald wieder — und beide seid ihr in ewiger Vereinigung selig!

Zum Schluß noch ein Wort an dich, du deutsches Volk! Die Ebelken, die Besten von dir erhoffen von diesem Kriege nicht nur eine nationale Erhebung zu noch herrlicherer Höhe, sie erhoffen auch eine seelische Erneuerung, ein sittliches In-die-Höhe-Steigen. Soll diese Hoffnung getäuscht werden? An dir, du deutsches Volk, liegt es, ob auf diese Frage ein frohes „Ja“ zu erwarten ist. Und nur wenn diese Hoffnung in Erfüllung geht, wird dir der Krieg und ein glorreicher Sieg nützen. In Weihnachten hat ein deutscher Sänger, Marx Möller, der im Osten, in Warschau, auf dem Felde des Geistes kämpft, folgende Zeilen geschrieben:

Wir grüßen jetzt denselben Herrn,
Den damals die Könige brisen!
Unsern Kaiser lenkt derselbe Stern,
Der denen die Wege gewiesen!
Ist der Weg auch weit, am Ende bricht
Doch an der Friedensmorgen!
Ihr Deutschen alle! Haltet euch nicht!
Bald endet Streiten und Sorgen!
Ihr Alten, deren Väterkraft
Ein Ende ereicht allem Jammer!
Ihr Frauen, die ihr mähend halt
Des Heiles harret still in der Kammer!
Ihr Wächter im Felde, denen die Pflicht
Gebietet den Schummer zu wehren!
Empor die Herzen! Haltet euch nicht!
Gott will uns Freude beschenken!“

„Gott will uns Freude beschenken!“ Wenn wir im gläubigen Hoffen ausharren! Wenn wir diesem gläubigen Hoffen durch unsere Werke Ehre machen! Wenn wir vor den irdischen Gütern die ewigen nicht vergessen! Wenn wir auch im Kriege als wahre Christen streiten und harren, entsagen und hoffen!

Ich bin am Ende mit meinen Ausführungen über die Hoffnung! Ich schließe sie mit den Worten der Schrift: „So wende dich auch du zu deinem Gotte; Barmherzigkeit und Recht hab in acht und hoffe auf deinen Gott allezeit.“ (Ossee 12, 6), und mit den Worten eines unbekannten Dichters:

Frohlich in Hoffnung allezeit!
O, wenn doch alle Menschen wüßten,
Welch ungeahnte Seligkeit,
Der Herr bereitet seinen Christen!

Was tut's, ob unsrer Lebentage voll Leid und Streit und Last und Plage!
Der Tag ist kurz, bald ist's getan, und selig geht es himmelan!“

Auf der Winterrauh

Von Hauns Giebert.

Drohen hoch am Bergeshang liegt die Winterrauh, die Föhrer, die das Waldgebiet nach allen Himmelsrichtungen beherrscht, blickt aber den schmalen Winden ein willkommenes Spielobjekt bildet. Wenn die Kaskaden den Föhrer nieden, daß auf seiner eisigen Höhe um Pfingsten herum der Frühling einen kaghaften Versuch mache, Knochen an Busch und Baum hervorzuzaubern, so lächelt der Niefe gutnützig. Sein Heim ist warm und behaglich. Mag der Nordost draußen auch raen und toben, Frau Martha sorgt im Innern, daß die Herdflamme nicht erlischt. Als glücklichster Gatte und Vater fühlt Richard Langhals sich als ein kleiner König, wenn er seinen Wald durchschreitet und weiß,

